

Rezension

Jahrbuch Musiktherapie Band 3 (2007)

Kultursensibilität und Musiktherapie

Manfred Kühn

Als Rezensent eines Buches zunächst mit eigenen Erfahrungen zu beginnen mag unüblich sein, aber schon beim Durchblättern und Stöbern fielen mir eigene Erfahrungen mit Menschen aus anderen Kulturen und mit einer anderen musikalischen und kulturellen Sozialisation ein. Dies resultiert zum einen aus meiner Tätigkeit als Lehrmusiktherapeut, in der ich mit Studierenden aus Ländern Osteuropas, Vorderasiens und Asiens zusammen kam und knüpft an meine Erlebnisse in Tallin an, wo ich an einem Symposium über Trauma und Gewalt teilnehmen und einen Workshop leiten durfte.

Was wissen wir, was können wir und was dürfen wir tun, wenn wir mit Menschen aus anderen Kulturen musiktherapeutisch arbeiten? Auch hier fielen mir zunächst zwei Bezüge aus meiner eigenen Erfahrung ein. Ich erinnerte mich an ein Projekt, das eine Kollegin mit Migrantenkindern unter dem Namen ‚Seelenvogel‘ gestartet hatte und bei dem die Musik vielleicht der einfachste Teil in dem komplexen Geschehen war. Und ich erinnerte mich an eine Patientin aus dem Osten, die in einem ‚Musikinternat‘ so traumatisiert worden war, dass sie daran fast zerbrochen wäre. Zum Glück konnte sie noch spielen, was sie in ihrem tiefsten Innern jedoch fühlen konnte weiß ich nicht, aber ich hatte den Eindruck, dass sie ihr Leiden abspalten musste, um überleben zu können. Dies führt gleich in den ersten Aufsatz von *Elena Fitzthum* zur „Rolle der Lehr-Musiktherapie beim Vermitteln von interkulturellen Kompetenzen“, die einen breiten und historisch vertiefenden Überblick über Migrantenkultur und musikalische Hintergründe am Beispiel vor allem Österreichs gibt. Dabei reflektiert sie die Rolle der unterschiedlichen kulturellen musikalischen Sozialisationen (Stichworte: Musik als bürgerliches Bildungsgut, als Mittel der Verbesserung von Heiratschancen für junge Mädchen etc.) und als wettbewerbsträchtiges Feld von Chancen und Privilegien, wo Spitzenleistungen honoriert werden und die Auslese an der Tagesordnung ist. *Fitzthum* zeigt in ihrem Aufsatz vor allem an Beispielen aus der Lehrmusiktherapie, welche Krisen und Konflikte, welche Verstörungen und Identitätsprobleme aufbrechen können, wenn die Sicherheit der kulturell geprägten ‚Maske‘ (per sonare = hindurchtönen, durch die Maske tönen) aufgelöst oder durchdrungen wird. Was passiert, wenn Menschen, die sich selbst durch eine musiktherapeutische Ausbildung oder Erfahrung verändert haben, in ihre Heimatkultur zurückkehren? Welche Transferprozesse können durch Re-Migration entstehen und wie können diese in der Herkunftskultur wirksam werden? Diese Fragen werden am Beispiel einer koreanischen Musiktherapeutin diskutiert, die in ihr Heimatland zurückkehrt und dort den Aufbau der Musiktherapie unterstützen will. Dabei wird das Problem der unterschiedlichen Wertekategorien thematisiert, das uns in der musiktherapeutischen Auseinandersetzung im interkulturellen Dialog immer begleitet. Gut gefallen hat mir, dass *Fitzthum* neben politischen und sozialen Aspekten die Bedeutung der Aufarbeitung der Lebens- und Familiengeschichte z.B. in der Lehrmusiktherapie hervorhebt, um das Phänomen der Migration und der Vertreibung auch als ein Problem Westeuropas im 20. Jahrhundert deutlich zu machen und zu verstehen, wie durchdringend dieses Problem in unserer Kultur war und ist.

Der zweite Aufsatz von *Keiko Matsui* über „Wege zur interkulturellen Öffnung der Musiktherapie in Deutschland“ stellt die Arbeit einer japanischen Musiktherapeutin vor, die in Deutschland studierte und die im Rahmen ihrer Diplomarbeit über Deutschland als Einwanderungsland und die Frage der interkulturellen Öffnung forschte. *Matsui* stellt heraus, dass die leib-seelischen Zusammenhänge in verschiedenen Kulturen unterschiedlich erlebt werden und dass es keinen universellen Krankheitsbegriff gibt. Aus der transkulturellen Perspektive müssen wir lernen, dass Begriffe wie ‚Ich‘, ‚Selbst‘ oder ‚Gefühl‘ keine Konstanten sind, sondern dass es hier große Unterschiede in der jeweiligen kulturellen, interpersonellen und subjektiven Verankerung und Bedeutung gibt. Hier spielt die Sprache eine wesentliche Rolle und es wird die Frage aufgeworfen, ob denn auch Musiktherapie ohne eine Sprachvermittlung nicht auskommt. D. h., dass, wenn keine ausreichend gemeinsame gesprochene Sprache verfügbar ist, die Therapie zwingend einen Dolmetscher braucht, um Entwicklungsprozesse zu ermöglichen. Über verschiedene interessante Detailinformationen hinaus kommt die Autorin zu der Einschätzung, dass Deutschland schon lange

ein Einwanderungsland ist und dass Musiktherapie mit Menschen mit Migrationshintergrund zwar weder besonders gefördert noch behindert wird, dass es aber in Zukunft immer wichtiger werde, sich mit diesem Problem zu beschäftigen und sich den spezifischen Aufgaben zu stellen.

Bei *Metzner/Bürger* und dem Aufsatz „Sphären des Fürwahrhaltens“ geht es darum, die Möglichkeiten von Musiktherapie in einem muslimischen Waisenhaus im ehemaligen Kriegsgebiet von Bosnien anhand einer kurzen und eindringlichen Fallvignette auszuloten und zu beschreiben. In diesem Aufsatz geht es um Traumatisierungen und um die Probleme des ‚Fürwahrhaltens‘ und des ‚Wahrmachens‘, die vermutlich immer den Bereich des Traumas begleiten. Die Autorinnen gehen hier von einem reflektierten theoretischen Ansatz aus, der Musiktherapie zunächst als „kommunikativ erzeugte Wirklichkeitskonstruktion“ begreift und auch das Modell und die Ideen der Community Musictherapy als einer Form ethnischer Musiktherapie einbezieht und berücksichtigt. In der Fallvignette geht es um eine kurze Szene der Differenz, der Bemächtigung und Enteignung und der Ohnmacht auf Seiten der Therapeutin. *Metzner/Bürger* gehen aber zunächst mehr auf die Hintergründe ein und stellen den Begriff des „sozialen Sterbens“ vor, der von *Maja Nadig* in die Ethnopsychoanalyse eingeführt wurde. Sehr verkürzt dargestellt beschreibt dieser Begriff die Notwendigkeit, auf fest gefügte klassen-, rollen-, kultur- und geschlechtsspezifische Rollenidentifikationen und Wertvorstellungen vorübergehend zu verzichten, um hinter den Verzerrungen und Projektionen die Mit-Teilung innerhalb der therapeutischen Beziehung erkennen und annehmen zu können. Hier geht es darum, die Vorstellung von universellen angeborenen Mustern eines sozialen Verhaltens loslassen zu können, um die Chance zu erhalten, zum Verstehen vorzudringen. Insgesamt ist dieser Beitrag mehr darauf angelegt, die Reflexion über die Problematik des Verstehen-Könnens in prinzipiell erst einmal unverständlichen Situationen und einem Kontext, der sich nicht ‚von selbst‘ erschließt, anzuregen und zu vertiefen.

Sicher wusste *Udo Baer* beim Schreiben seines Aufsatzes über „Zugehörigkeit, Verlorensein und Identitätssuche in der interkulturellen Musiktherapie“ mit dem schönen Titel „Wer bin ich, und wenn ja, wie viele?“ nicht, dass dieser Titel im Jahre 2008 zu einem philosophischen Bestseller von Richard Pracht werden würde, so dass hier eigentlich nur die berühmten Spiegelneuronen am Werke gewesen sein können. Der Aufsatz selber beschreibt die Arbeit mit einer Psychiatriepatientin polnischer Herkunft mit polnisch-bulgarischen Vorfahren väterlicherseits und deutschen Vorfahren mütterlicherseits, die eine wahnhaft Episode mit aggressiven Impulsen gegen sich und andere ausklingen lassen wollte mit dem Wunsch: „Ich möchte nie mehr in die Psychiatrie! Sorgen Sie dafür!“ Die dann folgende Fallvorstellung beschreibt sehr anschaulich das Dazwischen-Sein (zwischen den Kulturen) und die Gefühle von Scham, Trauer und Verzweiflung, die mit der kulturellen Herkunft, aber auch mit der persönlichen Biographie und Lebensgeschichte der Patientin untrennbar vermischt sind und wie eine Legierung aus kulturellem Hintergrund, sozialer Herkunft und Geschlecht erscheinen. *Baer* thematisiert die Konflikte, die mit dem Dazwischen-Sein verbunden sind und stellt das Konzept des Identitäts-Rebuilding vor, das an den Begriff des Nation-Rebuilding aus der politischen Sphäre angelehnt ist, bei dem es darum geht, zersplitterten Nationen (Afghanistan, Somalia) zu einer sicheren Identität und Struktur zu verhelfen. Im Falle der hier vorgestellten Patientin zeigt der Autor, wie wichtig es ist, Verbindungen zwischen dem Alten und dem Neuen zu schaffen und auf der Basis eines immer wieder zu schaffenden Vertrauens eine Brücke zu bauen, die die Identitäten miteinander verbindet. Das in dem Aufsatz beschriebene Beispiel zeigt sehr anschaulich, wie die musikalische Aktion/Interaktion diesen Prozess unterstützen und zur Wirkung bringen kann.

Der Beitrag zur altorientalischen Musiktherapie von *Tucek* über „Musiktherapie vor dem Hintergrund kultureller Differenzen“ reflektiert zum einen die Rolle der Musik im Islam und darüber hinaus die Lehre der Modi, die im weitesten Sinne den Grundmodalitäten der Sinne in einem erweiterten Konzept (Verdauung, Wohlbefinden und Stimme kommen nach dieser Anschauung hinzu) nachempfunden sind. Darüber hinaus stellt er Möglichkeiten der Sichtweisen des Fremden vor (das Fremde als Resonanz auf Eigenes, als Gegenbild, als Ergänzung und als Komplementarität) und plädiert letztlich dafür, dass der reifste Standpunkt darin bestehe, das Fremde als Fremdes zu belassen und weder seine Veränderung noch seine Aneignung zu suchen. Die am Schluss dargestellte physiologische Begründung von Wirkeffekten stellt eine eigenständige Ansicht dar, die

die Bedeutung von quantifizierenden und messenden Methoden als Möglichkeit der Evaluation musiktherapeutischer Prozesse hervorhebt.

Im folgenden Beitrag von *Hausmann* zur „Bedeutung des Humors im musiktherapeutischen Geschehen“ wird eine nach meinem Kenntnisstand noch sehr unerforschte Seite des intersubjektiven und therapeutischen Geschehens betrachtet, wobei ich hier glaube, dass die Frage von Humor (und Witz) im Kontext des interkulturellen (Miss-)Verstehens noch ein ganz besonderes Forschungsgebiet wäre. (!) Hier sei nur soviel gesagt, dass ich den vorliegenden Artikel gar nicht besonders beschreiben möchte, sondern ihn nur als Lektüre empfehlen will. Ich denke, dass Humor eine so spezielle, individuelle, intime und persönliche Angelegenheit ist, dass ich hier lieber Lust aufs Lesen erzeugen möchte, als voreilige Feststellungen zu treffen. Vielleicht ist der Humor ja eine der letzten Bastionen heilsamer Subjektivität im Kosmos einer zunehmend evidenzbasierten Medizin.

Die letzten beiden Abschnitte des Jahrbuches sind den Themen Kongress und Forschung gewidmet, wobei es sich im ersten Fall um die Übersicht über die Unterschiede in nationalen Musiktherapieausbildungen handelt, die auf einem Symposium vor Beginn des 11. Musiktherapie-Weltkongresses in Brisbane vorgestellt und diskutiert wurden. Die Darstellung der Unterschiede bzw. Schwerpunkte von Musiktherapieausbildungen in Kanada, den USA, Japan (Asien), Deutschland und England wird ausgeführt und es werden Grundsatzfragen zu den jeweiligen Ansätzen aufgeführt. Hier geht es um unterschiedliche Positionen in Hinblick auf mehr pädagogisch und mehr therapeutisch orientierte Ausbildungskonzepte und auch um die Frage der Selbstreflexion und Selbsterfahrung. Im Kern ist dieser Artikel hilfreich, um sich einen Überblick über die Internationalisierung musiktherapeutischer Ausbildungen vor dem Hintergrund kultureller und ethnischer Unterschiede zu verschaffen.

Im Forschungsbeitrag wird eine norwegische Studie zur Funktion und zum Stellenwert von Supervision im Arbeitsfeld dortiger Musiktherapeutinnen und Musiktherapeuten vorgestellt. Neben einer vertiefenden und informativen Darstellung verschiedener Modelle von Supervision und der Abgrenzung gegenüber Beratung und Coaching werden die besonderen Bedingungen und Unterschiede der norwegischen Musiktherapie dargestellt. Ohne die Details hier im Einzelnen referieren zu können sei das Ergebnis der Studie kurz mitgeteilt. Nach Auswertung der Umfrage mit eigentlich guter Rücklaufquote zeigte sich, dass Supervision in Norwegen im musiktherapeutischen Feld nicht in gleichem Maße als sinnvolle Erweiterung der Kompetenz angesehen wird wie in vergleichbaren Ländern mit einem fortgeschritteneren Diskussions- und Forschungsstand zum Thema Supervision. Dies kann vielleicht als Hinweis dahingehend verstanden werden, wie wichtig ein ständiger Austausch zwischen Theorie und Praxis ist, um eine Professionalisierung und einen qualitativen Fortschritt in einem Berufsfeld voranzutreiben.

Insgesamt bietet der vorliegende Band ein interessantes und anregendes Spektrum an Aufsätzen und Studien, die im Zusammenhang mit der internationalen Ausrichtung und der Frage der kulturellen Gemeinsamkeiten und Differenzen im Feld musiktherapeutischer Reflexion und Praxis einen ausgesprochen förderlichen Beitrag zur Weiterentwicklung kulturübergreifender Konzepte bieten können. Dem gesamten Redaktionsteam und vor allem auch Hanna Schirmer, die das Jahrbuch lange Zeit mit viel Liebe betreut hat, gebührt ein ganz besonderer Dank.

Manfred Kühn, Steinfurt

Jahrbuch Musiktherapie Band 3 (2007)

Kultursensibilität und Musiktherapie

Hrsg.: Berufsverband der Musiktherapeutinnen und Musiktherapeuten in Deutschland (BVM) jetzt Deutsche Musiktherapeutische Gesellschaft (DMtG)

Reichert, 223 Seiten, 34,00 €, ISBN: 978-3-89500-578-7